

Heimat und Globalisierung*

Hermann Bausinger

Der Text folgt einem Vortrag, der bei einem der Erinnerung an Helmut Fielhauer gewidmeten Wiener Kolloquium gehalten wurde. Ausgehend von Fielhauers Skizzen zur Aufgabe der Heimatmuseen wird die Tragfähigkeit des Begriffs Heimat erörtert. Die lange gängige Vorstellung von Heimat als sentimental gefärbter folkloristischer Kulisse sollte durch ein nüchterneres und umfassenderes Heimatkonzept ersetzt werden, wie es in der existenziellen Äußerung des Heimwehs enthalten ist. Die Internationalisierung der Lebensverhältnisse hat nicht alle Heimatbezüge abgeschnitten und teilweise sogar zu einer Aufwertung des lokalen und regionalen Umfelds geführt.

Vor zwanzig Jahren veröffentlichte Helmut Fielhauer einen Aufsatz unter dem Titel: „Das Heimatmuseum anzünden?“ Das war keine beschreibende Feststellung und kein Appell, sondern eine provokatorische Frage. Dass er diesen Titel wählte, war kühn und vielleicht auch unvorsichtig, denn damals gab es erhebliche Spannungen im Fach; und es gibt immer Leute, die auf Satzzeichen keine besondere Rücksicht nehmen. Ironisch könnte man sagen: Helmut Fielhauer hatte Glück, dass nicht in Kittsee, Mariazell oder sonst wo irgendein Heimatmuseum niederbrannte – er wäre bestimmt zumindest als geistiger Brandstifter attackiert worden.

Dabei bezog er sich mit seinem Titel auf einen Roman von Siegfried Lenz, in dem tatsächlich ein Heimatmuseum in Flammen aufgeht, angezündet vom Sammler, Verwalter und Kustos des Museums, der verhindern will, dass die aus ehemals deutschsprachigen osteuro-

* Am 5. und 6. Oktober 2000 fand in Wien ein Symposium statt, das der Erinnerung an Helmut Fielhauer und der Auseinandersetzung mit seinen Arbeiten gewidmet war. Im Rahmen der Tagung wurde der folgende Vortrag gehalten; der Vortragsstil wurde beibehalten. Die Fielhauer-Zitate sind dem Sammelband „Volkskunde als demokratische Kulturgeschichte“ entnommen, in dem die wichtigsten kleineren Arbeiten Fielhauers nach seinem Tod zusammengefasst wurden.

päischen Gebieten stammenden Erinnerungsstücke für revisionistische Propaganda funktionalisiert werden. Und Fielhauer stellt in seinem Aufsatz ebenso kluge wie sachliche Überlegungen an über die Geschichte, die Probleme und die didaktischen Aufgaben der Heimatmuseen. Er bleibt, zögernd und vorsichtig, beim Namen *Heimat* – gewissermaßen als Anhänger von Karl Kraus, der einmal feststellte, es sei besser, mit alten Worten Neues, als mit neuen Altes zu sagen. Mich hat dies ermutigt, Heimat in mein Thema einzubinden.

Es handelt sich allerdings um einen heiklen Gegenstand. Eine Aufforderung an Schriftsteller, sich darüber zu äußern, quittierte Sibylle Knauss mit der Feststellung: „Heimat – für mich kein Thema“, und sie begründete dies: „Die Rede von Heimat ist unrettbar epigonal“. Es ist richtig; Heimat gehört zu den gängigen Requisiten von Dichtern, Wissenschaftlern, Politikern, Sonntagsrednern. Sibylle Knauss hat allerdings dann trotzdem ein Dutzend Seiten geschrieben; offenbar war noch nicht alles gesagt.

Dies widerlegt aber nicht unbedingt die Annahme, dass Heimat ein Auslaufmodell ist. Für Heimat sind in erster Linie alte Herrschaften zuständig; Heimat steht unter Senilitätsverdacht. Heimatorientierung wird manchmal als freundlichere Variante von Alzheimer angesehen – etwas für Menschen, denen die Gegenwart abhanden kommt und die ausweichen auf die Vergangenheit. Heimat: Man lässt sich fallen in die eigene Erinnerung und auf den sanften Teppich sentimentaler Gefühle, die den Alltag mit seinen Ecken und Kanten erträglicher machen. Heimat – das war einmal. Martin Walser schrieb, Heimat sei „der schönste Name für Zurückgebliebenheit“. Das lässt sich auf dreifache Weise verstehen: Das, was von den unendlich vielen Eindrücken eines Lebens im Gedächtnis geblieben ist. Was überholt wurde durch den Gang der Entwicklung. Und Zurückgebliebenheit als defizitärer Zustand, als Nachhinken und als Unfähigkeit, das Tempo der Gegenwart mitzugehen.

Ein weiteres Problem bringt die gelegentliche Massierung von Heimat mit sich. In vielen deutschsprachigen Regionen gibt es Heimatwochen, Heimatfeste, Heimattage, bei denen Heimatvereine in Heimatrachten auftreten, Heimatkapellen, die Heimatmusik spielen, Heimatkünstler, die Heimatlieder singen, Heimatdichter, die Heimatpoesie in der Heimatsprache vortragen, Heimatredner, die in heimatlichem Hochgefühl ihre Heimatgedanken und Heimatempfindungen ablassen. So etwas erzeugt Allergien; und manchmal steht man vor der Heimat wie

vor dem Christbaum an Dreikönig: er nadelt und muß entsorgt werden.

Heimat macht also, alles in allem, keine allzu gute Figur; und wenn wir sie antreten lassen gegen *Globalisierung*, dann sieht dies aus wie ein Wettspiel zwischen FC Amstetten und Real Madrid, oder allgemeiner ausgedrückt: wie ein Tintenfaß neben einem modernen Rechner. Aber vielleicht sind dabei ja auch falsche Vorstellungen im Spiel – nach beiden Richtungen.

Im Zusammenhang mit den Raumproblemen der Museen (also der üblichen Enge) schreibt Fielhauer, wenn Heimat scheinbar auch nur ein kleiner Ausschnitt dieser Welt sei, so sei sie doch wieder eine ganze Welt und von der großen nicht zu trennen. Das weist in die richtige Spur. Ich verfolge sie mit Hilfe einer kleinen Anekdote: Als in Stuttgart nach dem Krieg die ersten Straßenbahnen wieder fuhren, saß eine ältere Frau einem Farbigen gegenüber. Es war ein amerikanischer Soldat in Zivil. Die Frau starrte ihn ununterbrochen an; schließlich, kurz vor dem Aussteigen fasste sie sich ein Herz und fragte: *Sie sind aber net von hier?* Der Amerikaner verstand und sagte lachend: *Nein*. Darauf die Frau: *Drum!*

Dies ist sicher eine Wanderanekdote; allerdings passt sie besser nach Stuttgart als nach Wien, weil hier schon immer viele Menschen lebten, die nicht *von hier* waren. Aber es gilt wohl generell, dass trotz allen Einflüssen von außen die Dörfer, kleinen Städte und Stadtviertel als weithin auf sich gestellte Einheiten erfahren wurden, als Einheiten mit einem relativ geschlossenen Horizont. Mit einer nur leichten Zuspitzung könnte man sagen: *Die Heimat war die Welt*.

Inzwischen sind die früher festen Horizonte durchbrochen; die Wege in die Welt sind vielfach zwingender und auch bequemer geworden, die Welt dringt über die Medien in jedes Wohnzimmer, und tausend Fäden verknüpfen jede Einzelexistenz mit internationalen Gegebenheiten. Die Globalisierung ist nicht nur ein Faktum, mit dem Wirtschaftsmanager und andere „global players“ zu rechnen haben; es reicht in den individuellen Erfahrungsbereich aller hinein, spürbar zum Beispiel in jedem Supermarkt, wo ein Warenangebot aus allen Kontinenten präsentiert wird und wo Bananen und Orangen wegen der ökonomischen Disparitäten auf der Welt bekanntlich oft billiger sind als heimische Äpfel.

In einer Gesellschaft, in der Informationen und Impulse in Sekundenschnelle über den Globus jagen, in der Kommunikation über die

Grenzen hinweg nicht nur möglich, sondern auch geboten ist, in der schon die Deckung der Grundbedürfnisse vom weltweiten ökonomischen Zusammenspiel abhängt (unsere Landwirtschaft tanzt beispielsweise an den Fäden von Brüssel, und diese Fäden reichen zum Teil bis in ferne Erdteile) – in einer solchen Gesellschaft ist der Rückzug auf die enge Heimat problematisch. Und wie man in einer gewissen Reduktion feststellen konnte: *Die Heimat war die Welt*, wird jetzt manchmal verkündet: *Die Welt ist die Heimat* – mit anderen Worten: die Heimat, schon vorher von vielen aufs Altenteil verbannt, ist vollends zum Auslaufmodell geworden.

Heimat – nein danke! überschrieb Henryk Broder einen Essay, in dem er von der *Droge Heimat* sprach – Heimat also als bewusstseins-trübende, unangemessene Emotionen auslösende Substanz, welche die Menschen untüchtig macht für die Anforderungen der Zeit, die eben nicht heimatlich sind. *Wozu noch Heimat?* fragte auch der Kommunikationsphilosoph Villém Flusser. Für ihn war Heimat nichts als die Mystifikation eines zufälligen Geburts- oder Aufenthaltsorts; die moderne Technik mache es möglich, dass man Freunde in allen Teilen der Welt habe, und da könne es nur schädlich sein, hier noch die Heimatbremse einzulegen.

Aber stimmt denn das? Die Rede von Globalisierung lässt leicht vergessen, dass die modernen Errungenschaften nur für einen Teil der Menschheit zugänglich sind und – was wichtiger ist – wohl auch nur für einen Teil zugänglich bleiben werden. Der amerikanische Philosoph Richard Rorty formulierte pessimistisch: „Die Mehrheit der im nächsten Jahrhundert Geborenen wird nie dahin gelangen, einen Computer zu benutzen, im Krankenhaus behandelt zu werden oder im Flugzeug zu reisen. Diese Menschen können von Glück reden, wenn sie mit Bleistift und Papier umzugehen lernen und von noch mehr Glück, wenn sie mit kostspieligeren Arzneien als Aspirin behandelt werden.“ Diese Feststellung, die mit vielen statistischen Befunden und gut begründeten Prognosen unterbaut werden könnte, legt es nahe, das Schlagwort *Globalisierung* in vielen Fällen durch den weniger pauschalen Begriff *Internationalisierung* zu ersetzen.

Und auch was unsere eigenen Erfahrungen – in einer Wohlstandszone der Welt – anlangt, wird der Globalisierungseffekt leicht überschätzt. Vieles spielt sich noch immer auf engem Raum ab. Auf vielen Gebieten ist die befürchtete Nivellierung nicht eingetreten. Produkte, die an den Mann oder an die Frau gebracht werden sollen, müssen

kulturspezifisch codiert und ausgerichtet werden. Kritisch-ironisch hat man von der *McDonaldisierung* der Welt gesprochen; mit diesem Begriff wird die amerikanische Prägung des Globalen dingfest gemacht. Aber selbst für McDonald-Lokale gilt, dass sie in Korea oder Johannesburg oder Hamburg anders aussehen als in New York. Und sogar Computer und Computerprogramme, scheinbar doch die globalsten Angebote, werden von den großen Firmen an den Bedarf einzelner Länder oder Weltregionen angepasst.

Vieles spielt sich nach wie vor unterhalb der Globalisierungsebene ab, auch dort, wo dies auf den ersten Blick nicht erkennbar ist. Von den europäischen Fernsehproduktionen verlassen mehr als vier Fünftel das Land ihrer Herstellung nicht. Erste empirische Analysen des Internetgebrauchs zeigen, dass der Verkehr über e-Mail zwar auch der blitzschnellen Verständigung zwischen weit entfernten Geschäftspartnern dient, dass aber der Großteil dieser Kommunikation für den privaten Briefverkehr auf relativ engem Raum reserviert bleibt. Die Steigerungsraten, die von der Konsumfront gemeldet werden, ergeben oft ein falsches Bild. In den letzten Jahren ist beispielsweise der Anteil grenzüberschreitender Telefonate in Deutschland auf das Fünffache angestiegen – zweifellos eine ganz beträchtliche Steigerung; aber insgesamt machen diese grenzüberschreitenden Ferngespräche immer noch unter zwei Prozent aller Telefonate aus.

Die meisten Menschen leben ja doch nicht in Jet-Set-Kontakten. Sie sind angewiesen auf eine funktionierende Nachbarschaft, auf ein gutes lokales Klima; sie haben, wenn es gut geht, einen Arbeitsplatz, und sie leben an einem Wohnort. Die Menschen sind auf diese lokalen Bindungen um so mehr angewiesen und sind sich ihrer Notwendigkeit um so deutlicher bewusst, je stärker sie in überlokale und übernationale Zusammenhänge eingebunden sind. *More global* – das ist die Diagnose, die sich an wirtschaftlichen Tendenzen, an der Informationspolitik, an der Sprache, an Moden, an modischen Verhaltensweisen auch, nachweisen lässt. Aber der Ausbau *einer* Orientierungsrichtung bedeutet nicht, dass alle anderen abgebaut werden. Das Gegenteil ist der Fall: Die Globalisierung hat das Bewusstsein nationaler Zugehörigkeiten geschärft, aber auch das Bewusstsein regionaler und lokaler Identität. Man hat für diese Kombination das Kunstwort *glokal* vorgeschlagen; ich finde es etwas problematisch, nicht nur, weil es an das unselige Glykol erinnert, sondern auch, weil es die

durchaus vorhandenen Spannungen verschwinden lässt in einem schicken integrativen Kunstwort.

Aber es ist richtig, dass die Orientierung am engeren Umkreis durch die Globalisierung nicht unwichtiger geworden ist. Vielleicht könnte man sogar sagen: im Gegenteil. Orvar Löfgren, schwedischer Ethnologe, hat dies in der Kurzdiagnose zusammengefasst: *More global, more national* (ich möchte hinzufügen: *more regional*), *more local*. So formuliert, zumal auf englisch, klingt dies ganz einleuchtend. Aber ist es nicht problematisch, diese nüchterne Formulierung nun zu übersetzen in *Heimatbewusstsein* und *Heimatgefühl*? Ich habe eingangs jene Heimatlitanei herunterbetet, wie sie uns ab und zu serviert wird und die gewiss nicht zur Konsolidierung des Heimatbegriffs beiträgt. Die Problematik liegt aber bei genauerem Zusehen nicht nur in der Massierung von Heimatvokabeln, sondern darin, dass hier Heimat zugeschnitten ist auf ein ganz enges Bedeutungsfeld. Um dies verständlich zu machen, ist ein knapper historischer Rückblick nötig – auch wenn dabei offene Türen eingerannt werden müssen.

Vor dem 19. Jahrhundert gab es über *Heimat* keinerlei Diskussionen; aber über das *Heimweh* wurden schon im 17. Jahrhundert gelehrte Abhandlungen veröffentlicht. Medizinische Abhandlungen, denn das Heimweh trat auf wie eine Krankheit: Menschen, die vom Land in die Städte kamen, verloren dort jegliche Orientierung, machten unsinnige, auch verbrecherische Dinge und hatten nur den einen Wunsch, zurückzukehren in ihre Heimat. Vor einigen Jahren wurde die Dissertation des Philosophen Karl Jaspers, der auch Psychiater war, neu aufgelegt; er schrieb darin über Heimwehkranken seiner Zeit, also zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Ich will eine Krankengeschichte wiedergeben:

Im Jahre 1906 schleicht das vierzehnjährige Dienstmädchen Apollonia S. kurz nach Anbruch des Tages in das Schlafzimmer ihrer Herrschaft, nimmt den Knaben, zu dessen Pflege sie eingestellt worden war, aus seinem Kinderwagen und läuft mit ihm zum Fluß. Von der Brücke aus wirft sie ihn ins Wasser. Ohne sich umzusehen, kehrt sie heim, entkleidet sich und legt sich wieder ins Bett. Erst die Klage des Vaters, sein Kind sei in der Nacht gestohlen worden, ruft sie wieder aus dem Bett.

Sie beteiligt sich an der Suche nach dem Kind, bricht aber zusammen, als die Eltern des Kindes verdächtigt und verhaftet werden; schließlich legt sie ein Geständnis ab. *Als Motiv für ihr Vergehen gibt sie an, sie habe um jeden Preis zurück nach Hause gewollt.*

Bei der folgenden Verhandlung zeichnen alle Zeugen *das Bild eines stillen, bescheidenen, artigen und fleißigen Mädchens*, bei dem sich erst nach Antritt der Stelle *Zeichen eines pathologischen Heimwehs* zeigten. Nachdem ihre Eltern die Heimkehr verweigerten, versuchte sie zuerst das Kind zu vergiften, *indem sie sich einredete, auf diese Weise überflüssig geworden, wieder nach Hause zurückkehren zu dürfen. Nachdem dieser Versuch fehlgeschlagen war, sie aber immer stärker unter verzweifelterm Heimweh litt, fasste sie innerhalb weniger Tage den Gedanken, das Kind zu ertränken, ein Entschluss, den sie in die Tat umsetzte.*

Im pathologischen Extrem kommt hier etwas zum Vorschein, was für die Geschichte von Heimat wichtig ist. Schon in den früheren Abhandlungen zum Heimweh – Jaspers nimmt darauf Bezug – ist angemerkt, dass Symptome krankhaft gesteigerten Heimwehs vor allem bei Menschen auftraten, die in relativer Isolierung aufgewachsen waren. Die meisten Fälle wurden aus entlegenen Tälern der Schweiz berichtet, wo man auch später noch parallele Beobachtungen anstellen konnte. So berichtet Jeremias Gotthelf von einem Bauern aus dem Emmental, der Mitte des 19. Jahrhunderts zum ersten Mal Haus und Hof und Dorf verließ, um zwei Tage an einem Sängerkonzert in Zürich teilzunehmen; unterwegs packte ihn das große Elend, er weinte jämmerlich und begehrte nur das eine, wieder heimzukommen.

Heimkommen – was bedeutete das? Die Sehnsucht galt ganz sicher nicht sentimental den Heimatliedern und aufgeputzten Heimattrachten, sondern es war eine Sehnsucht nach dem elementaren heimatlichen Alltag. Ein Schweizer Arzt empfahl als Heilmittel heimatliche Milch; dies ist ein Hinweis darauf, dass es um Basiserfahrungen mit der Nahrung, mit Wohn- und Lebensformen ging. Heimat war offensichtlich kein Dekor, nichts Stilisiertes, kein Zusatz, sondern das Leben selbst in der unmittelbaren, engen Umgebung. Heimatlich waren die Normen des Alltags, Heimat war der eigene Besitz, aber auch das Haus, der Hof, in dem man lebte, waren Freunde und Nachbarn, war die gewohnte Arbeit und Kommunikation. Das verbrieft Heimatrecht, das den Anspruch auf die Gründung eines Gewerbes, auf Heirat und auf Versorgung im Invaliditätsfall sicherte, hatten in der Regel nur die Besitzenden. Die Heimatbindung aber ging über dieses Heimatrecht hinaus – Beweis dafür ist das Heimweh.

Erst vor ungefähr anderthalb Jahrhunderten begann für den Begriff Heimat ein Schrumpfungsprozeß. Die dynamische Entfaltung der

Industrie, die ganze moderne Welt begann den Begriff Heimat zu überrollen. Heimat wurde zum Rückzugsort, zum Natur- und Kulturschutzgebiet. Vielfach wurde Heimat zurückgenommen auf einen Kulisseneffekt: Als Heimat galt das alte Fachwerkhäus, nicht aber die Mietskaserne am Stadtrand, und eigentlich auch nicht die Villa im Grünen. Heimat wurde zu einem Konstrukt des Vorindustriellen, präsentiert in (angeblich oder wirklich) alten Trachten und Bräuchen, ausgestellt im Museum und später vorgeführt in den Heimatsendungen von Funk und schließlich Fernsehen. Die Bürgergesellschaft interpretierte Heimat als die intakte (nicht unbedingt heile, aber ‚gesunde‘) ländliche Welt; Arbeiter kamen in der Heimat praktisch nicht vor, und soziale Spannungen wurden durch den Begriff weggezaubert.

Fairerweise sollte man anmerken, dass es nicht nur dieses Ausweichmanöver gab. Um die Wende zum 20. Jahrhundert entstanden verschiedene Vereinigungen, „Heimatbünde“, deren Programme eine umfassendere Zielsetzung erkennen lassen. Die Statuten des *Schwäbischen Heimatbundes* sind in diesem Punkt durchaus repräsentativ. Es heißt darin:

Wir sehen unsere Hauptaufgabe darin, die Industrialisierung unseres Landes dahin zu beeinflussen, dass die Flut des industriellen Kapitalismus unsere alte Kultur nicht zerstört. Wir fragen: Wie kann bei der industriellen Entwicklung unseres Landes eine neue, nicht nur technisch, sondern auch sozial und künstlerisch befriedigende Gestaltung unseres Landes, unserer Dörfer und Städte herbeigeführt werden. Unser Ziel ist die Bändigung des Kapitalismus, dass er nicht unersetzliche geistige Werte zerstört, indem er materielle schafft.

Bändigung des Kapitalismus – dies ist höchst respektabel formuliert, und es war gewiss nicht nur als vollmundige Phrase gedacht. Aber in der Praxis blieb eben doch von dieser umfassenden Zielsetzung nicht viel übrig. Die Stadt, zumindest die größere Stadt, kommt in den Bemühungen der Heimatbünde praktisch kaum vor – letztlich galt auch hier die Überzeugung, dass nur das Dorf (und hier vor allem das Bauerntum) Vitalität und Gesundheit verkörpert. In den alten Vereinszeitschriften kann man verfolgen, welche Unmengen von Artikeln sich mit den Auswüchsen dörflicher Reklame befassen, ehrenwert, aber auch kleinkariert, einer Kosmetik verpflichtet, die an der Substanz nichts ändern kann: Rettung vor der zerstörerischen Wucht industrieller Expansion durch holzgeschnitzte Esso-Schilder (die allen Ernstes immer wieder empfohlen werden).

Im Klartext bedeutet dies, dass auch die seriöse Heimatbewegung die Heimatvorstellung drastisch reduzierte. Es ging primär bloß noch um demonstrative Zeichen von Heimat, obwohl der Wunsch dahinter stand, etwas wie wirkliche Heimat zu erhalten und zu retten. Weil eine solche grundsätzliche Rettung von Heimat, von sozialer Verlässlichkeit und menschlichen Maßstäben nicht möglich war, wandte man sich leeren Symbolen der vergangenen oder vergehenden Welt zu: Es entstand eine Fassadenheimat. Und man hat den Eindruck, je mehr die wirkliche Heimat – verstanden als responsive Umwelt, als Basis der Übereinstimmung, des Dialogs von Mensch und Natur – der Zerstörung ausgesetzt war, um so besser funktionierte die Inszenierung mit Heimatkulissen.

Diese Inszenierung veränderte sich mit der Zeit. Solange Heimatbräuche am Ort gepflegt, Heimatrachten in der Heimat getragen, Heimatlieder im eigenen Dorf gesungen wurden, handelte es sich zwar nicht mehr um die volle Entsprechung zu jener umfassenderen Realität, die früher als Heimat bezeichnet wurde – aber es war doch noch ein sehr realer Bezug vorhanden. Inzwischen wurde Heimat durch die Medienagenturen standardisiert und entlokalisiert. Aus Heimatsymbolen und Heimatingredienten wurde eine Art Heimsirup kristallisiert, der entweder als Zusatz angeboten wird (und dann einigermaßen bekömmlich ist) oder in reiner Form (und dann ist er ziemlich unbekömmlich). Unter diesen Aspekten ist Heimat eine reichlich fragwürdige Angelegenheit geworden – eine Agentur, die freundliche Toupets bereitstellt für die Plätze und die Momente, die Kahlschläge am meisten fühlbar werden lassen – Heimat also als eine Art soziales Kriechgrün vor abweisenden Betonkästen.

Ist Heimat also ein Auslaufmodell? Vor zwei Jahren veröffentlichte die *Süddeutsche Zeitung* eine Infratestuntersuchung, in der nach dem Gebrauch von Rechnern, nach dem Verhältnis zur Technik, nach Berufsorientierungen und vielem anderen gefragt wurde. Eine Frage lautete: „Fühlen Sie sich alles in allem wohl in der Gegend, in der Sie wohnen, oder würden Sie gerne wo anders wohnen?“ Auf diese Frage antworteten 88% der Westdeutschen und 87% der Ostdeutschen, dass sie gerne dort leben, wo sie wohnen. Dieser Befund ist nicht ohne weiteres vergleichbar mit der Ermittlung eines großen Bevölkerungsanteils, der Bier für gesund, Götz George für aufregend oder Claudia Schiffer merkwürdigerweise für schön hält. *Ich lebe gerne, wo ich bin* ist schon eine gewichtige, von modischen Einflüs-

sen relativ unabhängige Aussage. In der Umfrage kam auch das Wort *Heimat* vor, und zwar in der offen formulierten Frage: *Wo ist Ihre Heimat?* Nur etwa die Hälfte nannte den Wohnort oder die Wohnregion. Andere operierten mit der politischen Zugehörigkeit oder verweigerten die Antwort. Stellt man die Prozentzahlen nebeneinander, so kann man zum Ergebnis kommen, dass etwa 40% zwar offensichtlich Heimat haben, sich nämlich alles in allem wohl fühlen in ihrer Gegend, die Charakterisierung Heimat aber nicht angemessen finden. Der Heimatbegriff führt offenbar in die falsche Richtung; er muß erst gedreht – man kann auch sagen: saniert oder instandbesetzt werden.

Heimat darf nicht reduziert werden auf bloße Heimatsignale. Heimat, richtig verstanden, hat zu tun mit Lebensqualität. Heimat ist ein Kürzel für Orientierungssicherheit, für konstante und verlässliche Beziehungen und Erfahrungen. In diesem Sinne, als Identitätsinstrument, ist Heimat ein wichtiger Gegenpol zu den diffusen globalen Tendenzen. Dabei ist es nicht nötig, Heimat quasi kartographisch festzulegen und einzugrenzen. Wo ist die Heimat? In der Wohnung – im Haus – der Straße – dem Viertel – der Stadt – der Umgebung – dem Kreis – im Bundesland – in der weiteren Gegend, die über die Grenze reicht – in der ganzen Republik? Antwort: überall ein bisschen und je nach Situation. Heimatbezüge und auch Heimatgefühle profitieren von der Vielfalt des Heimatlichen.

Heimat in diesem Sinne bietet nicht nur Pluspunkte in einem vagen Wellness-Programm, sondern ist auch eine wichtige Grundlage der Wirtschaft und damit der Existenz der hier lebenden Menschen. Ich betone das, weil – sofern Kulturelles überhaupt in ökonomische Überlegungen Eingang findet – das Verhältnis von Wirtschaft und Kultur, in Sonderheit aber von Globalisierung und Heimat oft als Kompen-sationsmodell gefasst wird: auf der einen Seite die Wirtschaft, rückstandslos und rücksichtslos den unerbittlichen Gesetzen des Markts ausgeliefert – auf der anderen Seite die heimatliche Kultur als gedie-gene Wärmflasche gegen die Kälte des Ökonomischen; auf der einen Seite die globale Orientierung des modernen Managements – auf der anderen Seite die Nestwärme des Heimatlichen, der gefühlvolle Ausgleich unvermeidlicher Versagungen. *Laptop und Lederhose* – so hat Roman Herzog das Zusammenspiel beider Seiten mit dem Blick auf die bayrische Mentalität charakterisiert. Der Slogan hat Schule gemacht; im Hessischen versuchte man es mit *Äppelwoi und Laptop*; für Baden-Württemberg schlug ein Fraktionsvorsitzender *Bollenhut*

und *Biotechnik* vor. Solche Zusammenstellungen sind nicht falsch, aber sie sind auch nicht ohne problematische Perspektiven.

Wo heimatliche Kultur und heimatliche Wirtschaft sich wirklich ergänzen, handelt es sich nicht um ein Kompensationsverhältnis, sondern um ein integratives Modell. Wenn von Heimat und heimatlicher Kultur die Rede ist, dann enthält diese ja bereits Elemente und Strukturen, die ohne den allgemeinen Trend zur Internationalisierung nicht denkbar wären. Das gilt nicht nur für die elitären Formen der Musik, des Theaters, der bildenden Kunst, wo der internationale Zuschnitt eh und je gegeben war; es gilt auch für viele Formen der Volkskultur (ein Schweizer Volkskundler sprach schon vor Jahrzehnten von *mundialer Folklore*, weil die nationale und regionale Spezifik immer häufiger zurücktritt), und es gilt vor allem für die unauffälligen Alltäglichkeiten der Kultur. Niemand wird bestreiten, dass beispielsweise Pizzerien zu den Orten gehören, die schon Kinder als vertraut-heimatlich empfinden.

Wichtiger und wohl auch überraschender ist die andere Seite der Integration, die in den großen Wirtschaftsdebatten oft vergessen wird, die aber für die Besinnung und das Selbstverständnis auf der regionalen Ebene nicht ignoriert werden darf: Globale Orientierung, auch globale wirtschaftliche Orientierung setzt kulturelle Binnengliederung voraus.

Vor kurzem ging die folgende dpa-Meldung durch die Presse:

Porsche-Chef Wendelin Wiedeking kritisiert das weltweite „Fusionsfieber“ und die „reine Profitorientierung“ vieler Konzerne. Untersuchungen hätten gezeigt, dass bislang etwa zwei Drittel aller Fusionen gescheitert sind, sagte der Vorstandsvorsitzende der Porsche AG dem „Spiegel“. Zur Zeit würde nur der Nutzen der Fusionen betont, „aber man sollte sich mal die Kosten anschauen“. Es werde vor allem unterschätzt, dass die Mitarbeiter durch Übernahmen oder Fusionen „plötzlich die Heimat verlieren“. Unternehmen hätten auch eine soziale Verantwortung, betonte der Porsche-Chef.

Das Besondere dieser Meldung liegt darin, dass sie aus den Chefetagen eines Großbetriebs kam. Heimat hätte man allenfalls noch als KMU-Begriff (als für kleinere und mittlere Unternehmen maßgeblichen Begriff) erwartet, aber nicht im Statement eines global geprägten Wirtschaftsführers.

Heimat erscheint hier zu Recht als Moment des ökonomischen Kräftespiels. Wo Standortvorteile herausgestellt werden, ist dieser Aspekt ziemlich selbstverständlich. Standortvorteile sind – wenn

sich die Diskussion oder der Appell auf potenzielle Mitarbeiter bezieht – ja nicht primär die direkt produktionsrelevanten Vorzüge, sondern all das, was das Leben in einem Ort oder einer Region angenehm, man kann auch sagen: heimatlich macht. In der Tat müsste dieser Aspekt auch bei Struktur- und Ortsveränderungen ernster genommen werden.

Als vor einiger Zeit die Verlagerung der Audi-Produktion von Neckarsulm ins Fränkische drohte, gab ein großer Prozentsatz der Arbeiter zu erkennen, dass sie diese Verlagerung nicht mitmachen würden. Man registrierte das damals mit Überraschung und kritisierte es als mangelnde Flexibilität. Vielleicht ist das ja auch nicht falsch – aber eine sorgfältigere Analyse hätte der Frage nachgehen müssen, warum diese Verweigerungshaltung so verbreitet war, und sie hätte wohl nichts anderes entdeckt als Strukturen und Elemente, die in der Formel Heimat zusammengefasst sind: Haus und Garten, Nachbarschaft und Verein, Tradition und Kommunikation.

Der ökologisch-psychologisch orientierte Geograph Peter Weichhart befasste sich in einem Aufsatz mit den Voraussetzungen und Hintergründen menschlicher Verortung. Er geht aus von dem generellen menschlichen Bedürfnis nach Abbau psychischer Spannungszustände, und er zeigt, dass *raumbezogene Identität* einen wesentlichen Beitrag zur psychischen Sicherheit und zur Konstanz leistet. Dies ist die generalisierte psychische Funktion, die sich konkret in heimatlichen Bezügen, ganz konkret eben in jenen erwähnten Feldern wie Haus und Garten, Familie und Nachbarschaft, Verein und Arbeitszusammenhang äußert. Wichtig ist, dass Weichhart von Konstanz*erfahrungen*, also von aktuellen Befindlichkeiten ausgeht, nicht von irgendwelchen Kontinuitätskonstruktionen, wie man sie früher mit dem Begriff Heimat verband. Zu den Hypothesen des Begriffs Heimat gehört ja auch die Reinrassigkeitsvorstellung, die Heimat nur für Menschen mit dem richtigen Ahnenpass reserviert: Heimat als angestammter Besitz, den man sich nicht primär durch aktive Tätigkeit erwirbt, sondern durch den Stammbaum, durch die Immobilität der Vorfahren. Diese Vorstellung – sie entwickelte sich im 19. Jahrhundert und wurde im Dritten Reich zu grotesken Formen gesteigert – funktioniert schon für die Vergangenheit nur, wenn der massive Bevölkerungsaustausch in und nach Kriegen, die Zuwanderung von Künstlern und Handwerkern, der internationale Zuschnitt des Handels ausgeblendet werden. Und sie wird vollends den demographi-

schen Verschiebungen und Bedürfnissen unserer Zeit nicht gerecht. Heimat ist Allmende, Gemeinbesitz, und heimatliche Strukturen können nur entstehen, wenn nicht von vornherein Teile der in einem Ort Lebenden ausgegrenzt werden.

Damit ist auch schon gesagt, dass Heimat im Prinzip keine nationale Kategorie ist. Dies scheint auf den ersten Blick keine aufregende Feststellung, denn die Verbindung von Deutschtümelei und Heimatümelei spielt nur noch eine periphere Rolle. Aber die nationale Ausrichtung lebt in subtileren Formen fort – so zum Beispiel wenn verkündet wird, das deutsche Wort Heimat sei unübersetzbar. Dies ist eine Feststellung, auf die bisher noch jeder deutsche Bundespräsident und jeder Bundeskanzler in irgendeiner Festrede hereingefallen ist. Sie macht aus einem simplen (oder auch nicht so simplen) Übersetzungsproblem eine Wesensbeschreibung. Richtig ist, dass mit dem deutschen Wort Nuancen verbunden sind, die anderswo keine oder nur eine geringere Rolle spielen; in der jüngsten, detaillierten Bedeutungsanalyse, die wir dem deutsch-amerikanischen Germanisten Peter Blickle verdanken, wird zum Beispiel die weibliche, feminine Ausrichtung im Gebrauch des deutschen Wortes Heimat betont. Aber natürlich gibt es legitime Übersetzungen (wie *home*, *patrie*, u.ä.), und natürlich ist das Phänomen einer soziopsychischen Ortsbindung kein deutsches oder germanisches.

Es geht aber nicht nur um die Zurückweisung eines nationalen Sonderanspruchs, sondern um die Anerkennung der Heimatpluralität. Ulrich Beck – bekannt für seine Fähigkeit, einprägsame Begriffe zu bilden – spricht von *Ortspolygamie*. Diese Polygamie hat eine freundliche, gewissermaßen hedonistische Seite: Immer mehr Menschen leisten es sich, mehr als eine Heimat zu haben. Der Humorist Gerhard Polt stellte in diesem Sinn fest, der überzeugendste Ausdruck für das moderne Heimatgefühl sei ein Bausparvertrag für die Zweitwohnung im Tessin oder in der Toskana.

Die ironische Perspektive auf diese Entwicklung liegt nahe. Aber sie tritt zurück, wenn man bedenkt, dass der gleiche Vorgang sich auch in sehr viel bescheidenerer Form abspielt. Es gibt viele Leute, die Jahr für Jahr die gleiche kleine Ferienwohnung in den Alpen mieten oder die gar einen Campingplatz am Meer für ihre zweite und oft sogar ihre eigentliche Heimat halten und dort tatsächlich ein neues soziales Netz ausspannen. Die Wahl einer Zweitheimat (auf Zeit oder auf Dauer) muss also kein unverbindlicher Luxus sein.

Das gilt natürlich erst recht, wenn wir nicht von disponiblen Ortsveränderungen ausgehen, sondern von der Zwangsmobilität, der Notwendigkeit der Ortsveränderung aus politischen oder wirtschaftlichen Gründen. Wenn vielfach ein Drittel oder gar die Hälfte der Bevölkerung eines Orts aus anderen, oft fernen Gegenden kommt, ist es ganz unsinnig, Heimat nach dem Geburtsschein rationieren zu wollen, und es ist auch kein Ausweg, die Menschen auf ihre Herkunft festzulegen und klare Verhältnisse mit puren Identitäten zu fordern. Die freundlich zugestandene „kulturelle Identität“ von Zuwanderergruppen hat vielfach keine Basis mehr, sondern hängt in der Luft. Dies gilt für alle Migrantinnen und Migranten, vor allem aber für die Jüngeren, die sich in einer unaufhebbaren Zwischensituation befinden und die dennoch einen Anspruch auf Heimat haben.

Im Zusammenhang mit Heimat war früher viel von Verwurzelung die Rede; die Wurzeln sah man dabei so tief in die Vergangenheit versenkt, dass jüngere Pflanzen kaum eine Chance hatten. Aber Verwurzelung – oder besser: Einwurzelung ist ein aktiver Prozess. Die französische Jüdin Simone Weil widmete ihm gegen Ende des Zweiten Weltkriegs eine umfangreiche Studie „*L'Enracinement*“. Sie erweist sich darin als Vertreterin eines Regionalismus, der nicht auf ethnische Eindeutigkeit zielt, sondern auf das Zusammenleben in einer Region.

Hier komme ich noch einmal auf Helmut Fielhauer zurück. Als Leitmotiv zieht sich durch seine Arbeiten die Dekonstruktion verschleierte Begriffe. Dazu zählt für ihn nicht nur *Volk*, sondern auch *Ethnos*, dessen Gebrauch oft ähnlich schwammig ist und mit dem sich das Fach, wenn es nicht höllisch aufpasst, gerade jetzt in neue Irrationalismen verwickeln kann. Im Blick auf sogenannte ‚ethnische‘ Minderheitenprobleme betont Fielhauer, es gehe immer „um die Erforschung der kulturellen Beziehungen zwischen konkreten Gesellschaftsformationen, die sich durch Merkmale von Sprache, Kultur und gesellschaftliche Stellung unter bestimmten Herrschaftsverhältnissen äußern“.

Dies gilt auch, wenn der Gegenstand Heimat heißt. Heimat ist kein problemloser Harmonieraum, sondern ein soziales und kulturelles Spannungsfeld. Gerade daraus ergibt sich die Aufgabe der heimatlichen Kulturarbeit, die über die sogenannte *Heimatspflege* (zumal dann, wenn darunter fast ausschließlich die Konservierung von Relikten verstanden wird) weit hinaus geht. In den letzten Jahrzehnten hat sich – nicht überall, aber weitgehend – ein relativ nüchternes Bild

von Heimat durchgesetzt. Die auf dem Theater und im Kabarett nicht ganz seltene Auseinandersetzung mit bieder-sentimentalen und politisch funktionalisierten Heimatvorstellungen arbeitet diesem nüchternen Blick zu.

Es ist verständlich, dass die Ernüchterung manchmal den Begriff Heimat wegschwemmt, dass also nur noch von lokalen Bindungen und lokalen Zusammenhängen gesprochen wird. Aber dies ist eine Einengung, die der Vielfalt heimatlicher Bezüge nicht gerecht wird und die wohl auch den freundlichen Grundton des Begriffs Heimat verfehlt. Die pathetische Schwere hat sich von der Heimat abgelöst; Heimat ist gewissermaßen leichter geworden. Das schließt Ernst, Tiefe und Wärme nicht völlig aus, wohl aber falsches Pathos. Helmut Fielhauer hat Koordinaten bereitgestellt, in die Heimat und Arbeit an der Heimat sinnvoller Weise gerückt werden sollten – indem er nämlich, erstaunlich genug, im Jahr 1972 Karl Popper zitierte:

Wie andere vor mir, so gelangte auch ich zu dem Resultat, dass die Idee einer utopischen sozialen Planung großen Stils ein Irrlicht ist, das uns in einen Sumpf lockt. Die Hybris, die uns versuchen lässt, das Himmelreich auf Erden zu verwirklichen, verführt uns dazu, unsere gute Erde in eine Hölle zu verwandeln – eine Hölle, wie sie nur Menschen für ihre Mitmenschen verwirklichen können. Wenn wir die Welt nicht wieder in Unglück stürzen wollen, müssen wir unsere Träume der Weltenbeglückung aufgeben. Dennoch können und sollen wir Weltverbesserer bleiben – aber bescheidene Weltverbesserer. Wir müssen uns mit der nie endenden Aufgabe begnügen, Leiden zu lindern, vermeidbare Übel zu bekämpfen, Missstände abzustellen; immer eingedenk der unvermeidbaren ungewollten Folgen unseres Eingreifens, die wir nie ganz voraussehen können und die nur allzu oft die Bilanz unserer Verbesserungen zu einer Passivbilanz machen.

Hermann Bausinger, "Heimat" and Globalization

This essay had its origins in a Viennese colloquium held in honour of the memory of Helmut Fielhauer, and begins with Fielhauer's ideas about which tasks a "Heimat", of homeland or native place, may no longer be defensible in its long-cherished sense of a sentimentally-coloured folkloristic backdrop to life. The notion should rather be replaced by a comprehensive and sober concept of home and place of the kind found in the existential expression of what "longing for home" means. After all, the internationalization of life circumstances has not meant a severing of all ties to "Heimat" but has instead, at least in part, led to a new emphasis on local and regional environments.

Neuerscheinung

Flüchtige Lust. Joseph Lanner 1801–1843

Begleitbuch und Katalog zur Ausstellung der Wiener Stadt- und Landesbibliothek und des Österreichischen Museums für Volkskunde Wien, Österreichisches Museum für Volkskunde, 2001. – 256 Seiten, zahlr. Abb., Format 23 x 16, brosch.

(= Kataloge des Österreichischen Museums für Volkskunde, Band 79)
ISBN 3-900359-94-6

Anlässlich des 200sten Geburtstages des Wiener Walzerkomponisten Joseph Lanner bemühen sich die Wiener Stadt- und Landesbibliothek und das Österreichische Museum für Volkskunde in Wien um ein neues, revidiertes Lanner-Bild, das diesem bedeutenden Musiker jenseits von Legenden und Anekdoten gerecht zu werden vermag. In musikwissenschaftlichen und kulturhistorischen Beiträgen werden im Katalogbuch zur Ausstellung „Flüchtige Lust“ die Person, das Werk und die Zeit des Joseph Lanner dargestellt und analysiert. Ein 36seitiger Farbbildteil und zahlreiche schwarzweiß-Abbildungen im über 300 Nummern umfassenden Katalogteil des Buches lassen die Zeit des Wiener Biedermeier nachempfinden. Eine Zeittafel und ein Register machen das Buch zum unentbehrlichen Nachschlagwerk für Wien-Freunde und Musik-Spezialisten.

Beiträge:

Otto BRUSATTI, Anmerkungen zu Wien (1815–1845) in der Lanner-Zeit 33–42; Reingard WITZMANN, Tanzlust und Ballkultur zur Zeit Lanners 43–52; Friedrich ANZENBERGER, Tanzmusiker rund um Lanner 53–66; Walter DEUTSCH, Michael Pamer und Joseph Lanner – eine „ländlerische“ Studie 67–76; Norbert RUBEY, Mit Gott – für ein ganzes Orchester komponiert von Joseph Lanner 77–84; Norbert LINKE, Lanners Werke ohne Opuszahl 85–106; Thomas AIGNER, Lanner und die Bühne 107–120; Isabella SOMMER, Joseph Lanner – „Ball bei Hof“ 121–134; Margot SCHINDLER, Joseph Lanner: Zur Person 135–149; Helmut KRETSCHMER, Lanner-Stätten in Wien 150–160.

Bestellungen:

Österreichisches Museum für Volkskunde
Laudongasse 15–19, A-1080 Wien
Tel. +431/406 89 05, Fax +431/408 53 42
E-mail: office@volkskundemuseum.at

ATS 350,-/DM 49,73/EURO 25,43 (exkl. Versand)

ATS 235,- (für Mitglieder des Vereins für Volkskunde)

ATS 500,- Katalogbuch + CD „Joseph Lanner – Werke in Originalbesetzung“